

Sonntags-Blatt des Anzeiger und Herald.

1. Jahrgang.

Grand Island, Nebraska, Sonntag, den 12. April 1896.

Nr. 2.

Der Abbe-Coquet.

Die heitere Polizei-Geschichte von A. Ostler Klaukmann.

1.

An einem Septembertage des Jahres 1810 kam der Abbe Coquet, Farrer an der Kirche St. Nizier in Lyon, nach der Frühmesse nach seiner bescheidenen Wohnung in der Rue Centrale, um sein Frühstück einzunehmen. Die alte Wirthschafterin empfing ihn mit der Nachricht, befände sich in seinem Studirzimmer eine Dame, die ihn dringend zu sprechen wünsche.

Als der alte Herr sein Studirzimmer betrat, stürzte eine junge, reizende Frau in eleganter Kleidung auf ihn zu und rief: „Onkel Coquet, retten Sie mich — er ist verloren!“

Der Abbe erkannte in der jungen Frau die Gattin seines Neffen Pierre Lajolais.

„Wer ist verloren, liebe Genevieve?“ fragte er erschrocken. „Pierre, mein Neffe? Ich hoffe nicht, daß er ein Unglück widerfahren ist.“

„Doch, doch,“ versetzte Genevieve schluchzend. „Er ist verhaftet worden, und man hat mir gesagt, daß ihm Schlimmes bevorsteht.“

„Mein Neffe verhaftet?“ fragte der alte Herr erstaunt. „Er, der riechlichste, ruhigste Mensch verhaftet? Und weshalb?“

„Ich weiß nicht recht,“ erklärte die junge Frau, „um was es sich handelt. Der Kaiser hat von Paris aus Verfügungen erlassen, welche den alten Streit zwischen den Fabrikherren von Lyon und ihren Seidenwebern schlichten sollen. Pierre, der die große Seidenfabrik verwaltet, will nun diese Befehle des Kaisers nicht zur Ausführung gebracht haben, die Arbeiter haben sich über ihn beim Präfecten Delobelle beschwert, und schon seit einigen Tagen ist es zu heftigen schriftlichen Auseinandersetzungen zwischen Pierre und dem Präfecten gekommen. Heute in dieser Stunde haben Polizeibeamte Pierre verhaftet; man hat eine Hausdurchsuchung vorgenommen und sich eines Theiles seiner Papiere bemächtigt.“

„Ich war auf der Präfectur,“ fuhr sie fort, „um mein Gatte nicht entlassen würde, die Beamten haben mir indessen gesagt, die Sache stünde viel schlimmer, als ich nur vermuten könnte. In meiner Angst bin ich nun zu Ihnen gekommen, Onkel Abbe, um Sie um Schutz und Beistand zu bitten.“

„Beruhige Dich nur, mein Kind,“ sagte der würdige Geistliche, „selbstverständlich sollst Du Schutz und Beistand bei mir finden. Aber ich kann Dir nicht verhehlen, daß mich die Sache etwas beunruhigt. Es muß sich um mehr handeln, als um einen Streit mit den Seidenwebern und um die Verletzung der kaiserlichen Befehle; man würde es sonst nicht wagen, einen der angesehensten Leute von Lyon zu verhaften. Laß mich nur erst frühstücken, dann will ich sofort zum Präfecten gehen und selbst einmal nachfragen, was es gibt.“

„Geh einweilen nach Deiner Wohnung, mein Kind, in einer Stunde hoffe ich Dir Antwort bringen zu können.“

„Pierre ist kein Bösewicht und Verschwörer, er hat sich mit Politik nicht befaßt, und deshalb muß entweder ein Versehen vorliegen oder ein Geheimniß vorhanden sein, über das ich mir Aufklärung verschaffen werde.“

Genevieve küßte die Hand des alten Herrn und entfernte sich weinend. Der Abbe schlürfte stehend seine Tasse Ecololade und machte sich dann sofort auf den Weg nach der Präfectur. Er schien an die Trostworte, die er der Gattin des Neffen gesagt hatte, selbst nicht recht zu glauben; er wußte, daß es eine schlimme Zeit für alle Leute sei, die mit den Behörden in Conflict kamen. Napoleon stand als Kaiser der Franzosen auf dem Gipfel seiner Macht; alle Fürsten Europa's hatte er gedemüthigt und gezwungen, ihn anzuerkennen, u. den Papst hatte er sogar gefangen nach Frankreich bringen lassen; mit der Tochter

des österreichischen Kaisers hatte er sich vermählt, seine Brüder und Verwandten hatte er zu Königen und Fürsten gemacht, und das Reich Karls des Großen schien durch Napoleon den Grenzen wieder ausgerichtet zu sein. Von England aus wurde allerdings fortwährend gegen den Kaiser conspirirt, nicht nur auf diplomatischem Wege, sondern auch durch Verschworene, die ihm nach dem Leben trachteten, und fast aller Behörden in Frankreich hatte sich eine gewisse fieberhafte Thätigkeit bemächtigt, die darauf ausging, Verschwörungen gegen das Leben des Kaisers zu entdecken und sich durch solche Entdeckungen Anerkennung und Belohnungen zu verschaffen.

Pierre Lajolais war nach der festen Ueberzeugung des Abbe in keiner Weise an einer politischen Verschwörung theilhaftig, verdächtig konnte aber der demüthigste Mensch werden, wenn er einflußreiche Feinde hatte, denen es gelang, ihn zu verleumben.

Der Präfect empfing den alten Abbe augenblicklich, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung. Der Geistliche bat um Aufklärung wegen der Verhaftung des Neffen, und der Präfect antwortete ihm ausführlich.

„Ich konnte nicht anders handeln,“ erklärte er, „der Kaiser hat die strengsten Befehle erlassen, welche das Verhältniß zwischen Fabrikanten und Seidenwebern regeln sollen. Diese Befehle sind ein wenig zu Gunsten der Arbeiter und gegen die Fabrikanten gerichtet, trotzdem entsprechen sie der Billigkeit, Nothwendigkeit und der Weisheit unsterblicher Monarchen.“

Hr. Lajolais hat sich direkt geweigert, diese Befehle in seiner Fabrik zur Ausführung zu bringen; ich habe ihn in Güte ermahnt, sich zu fügen, darauf hat er einen Schriftwechsel mit mir begonnen, der einen immer heftigeren Charakter angenommen hat. Hr. Lajolais hat sich erlaubt, nicht nur die Befehle Seiner Majestät zu kritisiren, sondern sich auch in höchst absprechender, ja das Staatsoberhaupt verlegenden und beleidigender Weise über diese Befehle zu äußern. Ich will Ihnen nicht verhehlen, Herr Abbe, daß die Polizei mir schon seit längerer Zeit mitgetheilt hat, daß Pierre Lajolais zu den Unzufriedenen gehört, welche mit dem Auslande Verbindungen unterhalten. Ich mußte selbstverständlich unter allen Umständen den Befehlen Seiner Majestät Achtung verschaffen, noch dazu gegenüber einem Menschen, der das herrschende System nicht anzuerkennen scheint. Die Fabrikanten mühten sich, daß die Befehle des Kaisers ausgeführt werden, die Seidenweber mühten sich, daß sie nicht ausgeführt werden, das Resultat ist ein für Sie recht betrübendes. Hr. Lajolais steht, wie Sie aufgefundenen Briefe beweisen, seit länger als drei Jahren mit französischen Emigranten in Briefwechsel, das heißt mit den Verschwörern, die nach dem Leben des Kaisers trachten und welche den Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und die Rückkehr der Bourbonen erstreben.“

Abbe Coquet war erleichtert. „Unmöglich!“ sagte er. „Ich kann es nicht glauben, Herr Präfect. Mein Neffe hat sich nie um Politik gekümmert, er ist jung, verheirathet und lebt in der glücklichsten Ehe, schon um seiner Frau willen hätte er sich nicht in solche Gefahr gestürzt.“

„Ueberzeugen Sie sich selbst!“ sagte der Präfect und hielt dem Abbe eine Anzahl Schriftstücke vor. „Hier sind Briefe aus London von einem gewissen Querele, welche deutlich beweisen, daß Lajolais Beziehungen zu den Emigranten hatte.“

Der Abbe betrachtete die Briefe, und sein Gesicht heiterte sich einigermaßen auf. „Wenn es nichts weiter ist, als das, Herr Präfect,“ sagte er, „dann ist mein Neffe wohl entschuldigt. Dieser Querele ist ein naher Verwandter von ihm und von mir, ein Vetter Lajolais'.“ Dieser Mann allerdings hält sich seit längerer Zeit in London auf, und man wird wohl einen Briefwechsel zwischen so nahen Verwandten nicht für verdächtig finden, wenn nicht in diesen Briefen auf eine Verschwörung hingedeutet wird.“

„Das nicht,“ sagte der Präfect. „Die Briefe beziehen sich anscheinend nur auf Geschäftsangelegenheiten; es gibt aber einige dunkle Andeutungen darin, die sehr wohl als politische Verabredungen und Nachrichten aufgefaßt werden können. Vielleicht würde man bei einem ruhigen Staatsbürger den Verdacht nicht hegen, bei einem Menschen aber, der sich gegen die Befehle und kaiserlichen Verordnungen auflehnte, wie Hr. Lajolais, muß man sich auch einer politischen Verschwörung versehen. Ich habe daher den Herrn in Haft behalten und werde die ganze Angelegenheit an den Minister des Inneren in Paris schicken. Mag man dort entscheiden, was zu geschehen hat. Das ist Alles, was ich Ihnen mittheilen kann.“

„Kann ich meinen Neffen sehen?“ fragte der Abbe. „Kann ich nicht mit ihm sprechen, ihn fragen, was ihn zu dem thörichten Widerstand gegen die Befehle des Kaisers bewogen hat?“

„Nein,“ erklärte der Präfect, „Ihr Neffe ist ein politischer Verdächtigter, und ich kann Ihnen den Zutritt zu ihm nicht gestatten. Auch einen Briefwechsel würde ich nicht dulden; es muß die Entscheidung des Ministers abgewartet werden, welche allerdings einige Wochen auf sich warten lassen kann.“

Zwei Tage später verließ die Postkutsche Lyon, welche regelmäßig den Verkehr mit Paris dementelte, und die auf den guten, von Napoleon angelegten Heerstraßen die Fahrt in drei Tagen und drei Nächten zurücklegte. Unter den Passagieren befand sich auch der Abbe Coquet, der die für sein Alter beschwerliche, und nach damaligen Begriffen weite Reise nicht scheute, am in Paris zu Gunsten seines Neffen Schritte zu thun. Da die Sache dem Minister zur Entscheidung vorgelegt werden sollte, wollte der Abbe gleichzeitig mit den Akten, die sich auf seinen Neffen Lajolais bezogen, in Paris eintreffen, um den Minister von der Unschuld Lajolais' zu überzeugen.

Er hatte einen Bekannten im Ministerium des Inneren, und auch der Minister des Inneren und der Polizei, Savary, der Nachfolger des berühmten Fouché, war dem Abbe persönlich bekannt. Es handelte sich nur darum, ob sich der Minister der flüchtigen Bekanntschaft noch erinnern werde, welche weiter, als zwanzig Jahre zurück lag Damals, im Jahre 1790, war Savary, der jetzige Polizeiminister, in das Heer eingetreten und lag in Lyon in Garnison. Der Abbe und der junge Offizier waren mehrfach in gesellschaftlichen Verkehr miteinander gekommen und hatten manchen Abend zusammen verplaudert. Der Abbe aber war das geblieben, was er vor zwanzig Jahren gewesen, nämlich ein bescheidener Weltkrieger, während Savary in den Feldzügen Napoleons' General und endlich Minister geworden war. Immerhin schienen die Ausichten, die Abbe Coquet für seinen Besuch hatte, nicht ungünstige. Er hoffte, er würde es durchsetzen, daß der Neffe aus der Haft entlassen und daß ihm Gelegenheit geboten würde, sich zu verteidigen und von dem Verdacht zu reinigen, daß er ein Verschwörer gegen das Leben des Kaisers sei.

Am dritten Morgen nahm man auf einer kleinen Station ein eiliges Frühstück ein, dann ging die Fahrt weiter bis Paris, wo man nachmittags gegen zwei Uhr eintraf.

Als der Abbe Coquet im Hause des Postgebäudes aus der Lyoner Postkutsche stieg, näherte sich ihm ein Herr, der ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn leise sagte: „Habe ich die Ehre, den Herrn Abbe Coquet aus Lyon zu sehen?“

„Der bin ich,“ sagte erstaunt der alte Herr. „Mit wem habe ich die Ehre, zu sprechen, und womit kann ich dienen?“

Der Fremde öffnete seinen Rock ein wenig, so daß unter demselben ein blau-weiß-rothe Seidenschärpe sichtbar wurde, die er um den Leib geknüpft trug.

„Ich bin Agent der Sicherheitspolizei,“ erklärte er, „und verhafte Sie hiermit.“

„Wich?“ fragte entsetzt der Geistliche.

„Ja,“ entgegnete der Agent, „im Auftrage meines Chefs, des Herrn v. Sartines.“

Der Abbe erbleichte. Der Name Sartines hatte einen schrecklichen Klang

für alle Leute, welche mit der Polizei in Verbindung kamen. Sardines galt für den geschicktesten Polizeibeamten, den je die französische Hauptstadt besessen. Das Spionen-System, das er eingeführt hatte, überstieg alle Begriffe und brachte den Pariser Polizeidirector gewissermaßen in den Ruf der Allwissenheit und Unfehlbarkeit.

„Und weshalb werde ich verhaftet?“ fragte der Abbe.

„Fragen Sie Ihr Gewissen!“ entgegnete der Agent. „Ich hoffe, Sie werden mich nicht zwingen, Gewalt anzuwenden. Folgen Sie mir augenblicklich nach der Polizei, wo man weitere Verfügungen über Sie treffen wird.“

Der Agent nahm das Gepäck des Abbe's, rief einen Wagen herbei, und dieser brachte Beide nach dem Hause, in dem der Polizeichef von Paris seine Amtszimmer u. seine Wohnung hatte.

In einem Vorzimmer, in dem eine Anzahl von Polizeidienern wartete, wurde der Abbe einen Augenblick untergebracht; dann kam der Agent, der ihn angemeldet hatte, zurück und forderte den Abbe auf, ihm zu folgen.

„Mein Chef,“ sagte der Agent, „hat mir befohlen, Sie in seinem Arbeitszimmer einzuschließen. Wollen Sie hier herein treten und abwarten, was mit Ihnen geschehn wird. Ihr Gepäck bleibt draußen.“

Der Agent führte den Abbe in das Arbeitszimmer Sardines', verschloß dann die Thür von Außen, und der alte Herr war allein in dem Gemache, in dem täglich das Geschick so vieler hundert schuldiger und unschuldiger Personen entschieden wurde, in dem gewissermaßen alle geheimen Fäden der Pariser Sicherheitspolizei zusammen liefen.

Der Abbe hoffte, man würde ihm bald mittheilen, weshalb er verhaftet sei, es verging indessen ziemlich viel Zeit, ohne daß sich nur ein Laut in der Umgebung des Arbeitszimmers hören ließ, der alte Herr hatte sich auf einem Sessel in der Nähe der Thür niedergelassen und dachte über die fonderbare Lage nach, in die er gerathen war. Seine Verhaftung mußte mit der Angelegenheit des verhafteten Neffen in Verbindung stehen. Anscheinend war der Abbe der Behörde selbst verdächtig geworden, und sofort bei seinem Eintritt in Paris hatte man sich seiner bemächtigt. Die Geschwindigkeit und Sicherheit, mit der die Sicherheitspolizei arbeitete, konnte den Abbe nicht in Erstaunen setzen. Da er aus Lyon war, wußte er genau, was dem Vorsitzenden des obersten Lyoner Gerichtshofes Herrn Pupil de Mhons, vor einigen Wochen passirt war. Der Gerichts-Präsident war mit Herrn Sartines befreundet, und infolge einer Unterhaltung hatte er mit dem Chef der Sicherheitspolizei gewettet, daß er sich innerhalb einige Tage lang in Paris aufhalten würde, ohne daß die Agenten Sardines' im Stande sein würden, ihn zu entdecken.

Der Präsident war dann nach Lyon zurückgereist, hatte sich hier einige Wochen aufgehalten und war plötzlich — nicht mit der Post, sondern mit einer anderen Fahrgelegenheit — des Nachts von Lyon in einer Verkleidung ausgebrochen, nach Paris geeilt, hier Morgens gegen elf Uhr angekommen, und hatte in einem kleinen Gasthofs Quartier genommen. Um zwölf Uhr erschien bei ihm ein Agent der Polizei, der ihm eine Einladung zum Mittagessen bei Sartines überbrachte. Die Pariser Polizei hatte sofort von seiner Ankunft Nachricht erhalten und der Chef derselben erließ die ironische Einladung, um dem Lyoner Präsidenten zu zeigen, daß er seine Wette verloren habe.

Stunde auf Stunde verrann, es begann zu dunteln, ohne daß Jemand kam, der den Abbe über sein Schicksal und über die Gründe seiner Verhaftung aufklärte. Ein anderer unangenehmer Gast aber fand sich ein, und das war ein wüthender Hunger bei dem alten Herrn, der seit dem frühesten Morgen nichts genossen hatte. Anfangs hatten Schreck und Aufregung den Hunger verdrängt; jetzt nach langstündigem Fasten kam er aber um so energischer wieder, und der alte Herr wußte nicht, was er beginnen sollte. Er wagte nicht, Lärm zu schlagen, weil er jeden Augenblick hoffte, Sartines oder einen seiner Beamten eintreten zu sehen. Stunde auf Stunde verging indessen, die Nacht war längst hereingebrochen,

ohne daß sich Jemand zeigte, oder auch nur in der Nähe des Arbeitszimmers hören ließ.

Der verzweifelte Abbe hielt es endlich nicht mehr aus. Er sprang auf und begann mit den Fäusten an der Thür des Arbeitszimmers zu trommeln. Nach einiger Zeit näherten sich Schritte und Jemand fragte, wer in dem Zimmer sei. Der Abbe erklärte, man habe ihn gefangen genommen und hier eingeschlossen, und die Stimme draußen, die eines Dieners, antwortete, Herr Sartines sei nicht zu Hause, aber seiner Gattin würde man Mittheilung machen.

Nach einiger Zeit kam die Dame und drückte ihr höchstes Erstaunen darüber aus, daß sich ein Gefangener in diesem wichtigen Zimmer befände. Der Abbe klagte ihr seine Noth, und daß er fast vor Hunger sterbe; Frau v. Sartines erklärte ihm indessen, sie könne ihm nicht helfen, da sie die Schlüssel zum Arbeitszimmer nicht besitze. Sie bat ihn, sich zu gedulden, da gegen Mitternacht ihr Gatte zurückkehre, der sich augenblicklich auf einer Hoffestlichkeit befände. Sie fragte eindringlich den Abbe, wie er in das Arbeitszimmer des Gatten gekommen sei, und schien sehr erstaunt über die Auskunft, die sie erhielt.

Sie kehrte endlich nach ihrem Zimmer zurück und glaubte sich nach einem Nachdenken verpflichtet, ihren Gatten von der Hoffestlichkeit nach Hause holen zu lassen. Es schien ihr unglücklich, daß mit der Einwilligung ihres Gemahls ein Fremder in diesem Zimmer eingeschlossen worden sei, das so hochwichtige Geheimnisse und Papiere enthielt, in die nie ein unberufenes Menschenauge einen Einblick thun durfte.

Frau v. Sartines besaß noch die Vorsicht, das Zimmer durch Polizeibeamte, die sie rufen ließ, bewachen zu lassen.

Sartines, der auf der Hoffestlichkeit Nachricht von den Vorgängen in seinem Hause erhielt, zeigte sich sehr erschrocken und kehrte sofort nach Hause zurück. Der arme Abbe Coquet, der darauf gewartet hatte, befreit zu werden und endlich seinen nagenden Hunger stillen zu können, sollte nun noch schlimmeren Dingen entgegensehen.

Gegen Mitternacht öffnete sich die Thür und an der Spitze einer Anzahl Polizisten drang Sartines in das Zimmer ein.

„Was thun Sie hier?“ fragte er den Abbe sehr erregt. „Wie kommen Sie in dieses Zimmer? — Bemächtigt Euch dieses Mannes,“ rief er den Polizisten zu, „und verhaftet ihn. Das ist ein politisches Complot! Untersucht ihn sofort, ob er Papiere gestohlen hat.“

Geübte Hände durchsuchten die Kleider des Abbe, aber fanden nichts. Der alte Mann war sprachlos über die neue Uebertragung, die ihm hier zu Theil wurde.

„Ganz gleich,“ sagte Sartines, „wenn er nichts gestohlen hat, dann hat er sich Kenntniß von Dokumenten verschafft, die nicht für ihn bestimmt waren. Wir werden morgen weiter sehen, was zu thun ist. Das Gemach des Geistlichen, das der Verbrecher trägt, ist wahrscheinlich auch gestohlen. Bringt ihn in eine Zelle und bewacht ihn auf das Schärfste. Ihr hastet mir mit Euren Köpfen dafür, daß der Mann nicht einspringt. Wir werden Mittel und Wege zu finden wissen, daß er die Geheimnisse, die er hier erfährt, nicht verräth.“

Mehr todt als lebendig wurde der unglückliche Abbe nach einer Zelle abgeführt, wo er bald darauf in einen ohnmachtähnlichen Schlaf versiel.

3.

Es war ein trauriger Morgen für den alten Herrn, als er in seiner Zelle wieder erwachte. Er glaubte eine Zeit lang, daß er noch träume, und nur allmählig ward ihm die Wirklichkeit klar. Das Abenteuer, in das er verwickelt worden war, schien ihm räthselhafter werden zu wollen. Verhaftet von einem Beamten und in das Arbeitszimmer des Chefs der Sicherheitspolizei geführt, hatte er hier geduldig ausgeharrt, bis er vor Hunger nicht mehr aushielt; dann hatte man ihn wie einen Verbrecher behandelt, trotzdem er doch keineswegs freiwillig in das Arbeitszimmer hineingegangen war. Auf seine Vertheidigung hatte Niemand gehört, er war auch viel zu befürtzt gewesen, um sich verteidigen zu können.

Vergeblich grübelte der Abbe diesen Geheimnissen nach. Er fühlte sich so erschöpft vor Aufregung, Angst und Hunger, daß er kaum richtig zu denken vermochte.

Plötzlich rasselten die Schlüssel in der Zellen thür und herein trat Sartines selbst, nur gefolgt von dem Gefangenwärter.

Der Abbe hatte sich bei seinem Eintritt erhoben und blickte jetzt erwartungsvoll seinen Besucher an.

„Wer sind Sie?“ fragte Sartines. „Ich bin der Abbe Coquet aus Lyon. Gestern hier in Paris angekommen, wurde ich beim Verlassen der Postkutsche verhaftet.“

„Wie heißen Sie?“ fragte nochmals Sartines.

„Abbe Coquet.“

„Und was sind Sie?“

„Farrer an der Kirche St. Nizier in Lyon!“

Darauf brach Sartines in ein unauslöschliches Gelächter aus, und als er sich einigermaßen erholt hatte, konnte er nur noch die Worte herbei stoßen: „Beruhigen Sie sich nur, es soll Ihnen volle Genugthuung werden!“

Dann lichte er auf's Neue, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen und verließ den unglücklichen Gefangenen.

Waren die bisherigen Vorfälle räthselhaft gewesen, so war das Verhalten des Chefs der Pariser Sicherheitspolizei gegen über dem Gefangenen ein solches, daß es in der That keine Erklärung dafür gab, und daß der Abbe sowohl für seinen, als für Herrn Sartines' Verhalten ernstlich zu fürchten begann.

Wenige Minuten später brachte ein Diener dem Abbe ein Waschbecken und ebenso Handtuch, Seife und Kamm und forderte ihn auf, sich so gut es ginge von dem Staub und Schmutz der Zelle zu reinigen. Dann bürtete er ihm sorgfältig den langen, geistlichen Rock ab und bat endlich den erstauerten Abbe, ihm zu folgen.

Wenige Minuten darauf stand der verblüffte alte Herr im Speisezimmer der Sartines'schen Wohnung und fand sich gegenüber dem noch immer lachenden Chef der Polizei und dessen Gattin.

„Gestatte,“ sagte Sartines seiner Gattin, „daß ich Dir hier den Herrn Abbe Coquet aus Lyon vorstelle. Derzeit ist bisher unferwillig unfer Gast gewesen und wird jetzt hoffentlich freiwillig unfer Gast sein, da wir ihm Genugthuung schuldig sind. Da ich aber vermuthete, daß der geistliche Herr einen außerordentlichen Hunger haben wird, so wollen wir alle Aufklärungen verschreiben und sofort zu Tisch gehen.“

Mechanisch setzte sich Abbe Coquet am Frühstückstische nieder, schlürfte etwas Bouillon, die ihn wieder belebte, trank ein Glas Wein und aß dann auch einige Stücke Fleisch; der nagende Hunger verschwand, und die Liebesswürdigkeit der Wirthin und die Aufmerksamkeit des Hausherrn, der den Gast selbst bediente, ließen ihn wieder Muth schöpfen und die erlittene Aufregung baldigst vergessen.

Der gefürchtete Polizeichef füllte noch einmal die Gläser und sagte so dann: „Mein hochwürdiger Herr Abbe, Sie haben das Recht, Aufklärung zu fordern. Sie sollen sie haben. Sie sollen daraus ersehen, daß auch die Pariser Polizei keineswegs vor argen Mißgriffen geschützt ist. Es wurde mir vorgestern in später Abendstunde die Mittheilung gemacht, daß in nächster Zeit ein Pamphlet voller Beleidigungen, Boshaiten und Verdächtigungen gegen den Kaiser, seine Familie und die ganze Hofgesellschaft erscheinen würde. Dieses Pamphlet sollte unter großen Vorichtsmaßregeln geheim verbreitet werden, und es mußte mir außerordentlich viel daran liegen, in den Besitz eines Exemplars desselben zu gelangen, um Mittel zur Verfolgung der Schuldigen zu erhalten. Man hatte mir mitgetheilt, daß das Pamphlet den Titel „L'Abbe Coquet“ — der gefällsüchtige Abbe — führen werde. Ich berief einen meiner tüchtigsten Beamten, der sich in diesem Falle allerdings leider nicht bewährt hat, und dessen Bericht wir jetzt selbst hören werden.“

Der Hausherr Klingelste und befahl dem eintretenden Diener, den Agenten eintreten zu lassen. Der Agent, der der Abbe verhaftet hatte, erschien mit verlegenem Gesicht und der Chef befahl ihm: „Erzählen Sie, welchen Auftrag

der Abbe Coquet hatte, um die Gattin seines Neffen Pierre Lajolais zu retten.“

„Ich bin der Abbe Coquet aus Lyon. Gestern hier in Paris angekommen, wurde ich beim Verlassen der Postkutsche verhaftet.“

„Wie heißen Sie?“ fragte nochmals Sartines.

„Abbe Coquet.“

„Und was sind Sie?“

„Farrer an der Kirche St. Nizier in Lyon!“

Darauf brach Sartines in ein unauslöschliches Gelächter aus, und als er sich einigermaßen erholt hatte, konnte er nur noch die Worte herbei stoßen: „Beruhigen Sie sich nur, es soll Ihnen volle Genugthuung werden!“

Dann lichte er auf's Neue, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen und verließ den unglücklichen Gefangenen.

Waren die bisherigen Vorfälle räthselhaft gewesen, so war das Verhalten des Chefs der Pariser Sicherheitspolizei gegen über dem Gefangenen ein solches, daß es in der That keine Erklärung dafür gab, und daß der Abbe sowohl für seinen, als für Herrn Sartines' Verhalten ernstlich zu fürchten begann.

Wenige Minuten später brachte ein Diener dem Abbe ein Waschbecken und ebenso Handtuch, Seife und Kamm und forderte ihn auf, sich so gut es ginge von dem Staub und Schmutz der Zelle zu reinigen. Dann bürtete er ihm sorgfältig den langen, geistlichen Rock ab und bat endlich den erstauerten Abbe, ihm zu folgen.

Wenige Minuten darauf stand der verblüffte alte Herr im Speisezimmer der Sartines'schen Wohnung und fand sich gegenüber dem noch immer lachenden Chef der Polizei und dessen Gattin.

„Gestatte,“ sagte Sartines seiner Gattin, „daß ich Dir hier den Herrn Abbe Coquet aus Lyon vorstelle. Derzeit ist bisher unferwillig unfer Gast gewesen und wird jetzt hoffentlich freiwillig unfer Gast sein, da wir ihm Genugthuung schuldig sind. Da ich aber vermuthete, daß der geistliche Herr einen außerordentlichen Hunger haben wird, so wollen wir alle Aufklärungen verschreiben und sofort zu Tisch gehen.“

Mechanisch setzte sich Abbe Coquet am Frühstückstische nieder, schlürfte etwas Bouillon, die ihn wieder belebte, trank ein Glas Wein und aß dann auch einige Stücke Fleisch; der nagende Hunger verschwand, und die Liebesswürdigkeit der Wirthin und die Aufmerksamkeit des Hausherrn, der den Gast selbst bediente, ließen ihn wieder Muth schöpfen und die erlittene Aufregung baldigst vergessen.

Der gefürchtete Polizeichef füllte noch einmal die Gläser und sagte so dann: „Mein hochwürdiger Herr Abbe, Sie haben das Recht, Aufklärung zu fordern. Sie sollen sie haben. Sie sollen daraus ersehen, daß auch die Pariser Polizei keineswegs vor argen Mißgriffen geschützt ist. Es wurde mir vorgestern in später Abendstunde die Mittheilung gemacht, daß in nächster Zeit ein Pamphlet voller Beleidigungen, Boshaiten und Verdächtigungen gegen den Kaiser, seine Familie und die ganze Hofgesellschaft erscheinen würde. Dieses Pamphlet sollte unter großen Vorichtsmaßregeln geheim verbreitet werden, und es mußte mir außerordentlich viel daran liegen, in den Besitz eines Exemplars desselben zu gelangen, um Mittel zur Verfolgung der Schuldigen zu erhalten. Man hatte mir mitgetheilt, daß das Pamphlet den Titel „L'Abbe Coquet“ — der gefällsüchtige Abbe — führen werde. Ich berief einen meiner tüchtigsten Beamten, der sich in diesem Falle allerdings leider nicht bewährt hat, und dessen Bericht wir jetzt selbst hören werden.“

Der Hausherr Klingelste und befahl dem eintretenden Diener, den Agenten eintreten zu lassen. Der Agent, der der Abbe verhaftet hatte, erschien mit verlegenem Gesicht und der Chef befahl ihm: „Erzählen Sie, welchen Auftrag